

Fachgiganten und Lebenszwerge

Im 2.400 Jahr nach dem Tod des Sokrates

Von Dr. Ludger Lütkehaus

Professor am Deutschen Seminar der Universität Freiburg und

Mitglied des wissenschaftlichen Beirats der Giordano Bruno Stiftung

Als gekürzte Fassung abgedruckt in »DIE ZEIT« Ausgabe 21/2001.

P A M P H L E T: Vom fehlenden Nutzen der Universitätsphilosophie für das Leben

Der Philosoph Julian Nida-Rümelin ist Kulturstatsminister. Der Philosoph Peter Sloterdijk, zum Rektor der Karlsruher Hochschule für Gestaltung gewählt, plant mit dem ZDF ein philosophisches Fernsehquintett. Hat die Philosophen etwa der Praxisrausch gepackt? Drängt es sie am Ende gar ins wirkliche Leben?

Aber gemacht! Da ist nach wie vor die Universitäts-, die Kathederphilosophie. Wo drängende Probleme auf der Tagesordnung stehen, da wirbelt sie bestenfalls den Staub der Archive auf. Wo die Menschen auf alte und neue existenzielle Fragen Antworten suchen, wendet sie die Buchstaben hin und her und spielt ihre Glasperlenspiele. Wo sie mit dem selbstironischsten Satz ihrer Geschichte den kategorischen Imperativ „Zu den Sachen selbst!“ verkündet, erschöpft sie sich in Historie und Exegese. Kurz: Wo das Philosophieren an der Zeit wäre, da ist sie dessen universitäre Schwundstufe, das Fach Philosophie. Ist es nicht auf dem besten Wege, zur „Misosophie“ zu werden?

Wer sich heute jedenfalls an Deutschlands hohen Schulen, im Land der emeritierten Denker, in den philosophischen Seminaren umtut, kann alles Mögliche lernen - nur eines, das Philosophieren, lernt er nicht. Denn die es lehren sollten, tun das nicht.

In Freiburg, der ehemaligen Philosophie-Hochburg Freiburg, wo derzeit neben dem Heidegger-Lehrstuhl seligen Andenkens drei weitere Philosophieprofessuren vakant sind und in der regionalen Presse, nicht aber in der Universität, über den Nutzen und Nachteil der Philosophie für das Leben debattiert wird, bieten sich die einschlägigen Lehrankündigungen zur Illustration an. Im vergangenen Wintersemester etwa waren gleich zwei Lehrveranstaltungen Heideggers „Sein und Zeit“ gewidmet, eine dritte bot „Zeit und Sein“ an. Vielleicht ist das selbst für Freiburg ein bisschen viel, zugleich ein bisschen wenig, was die Bereitschaft der Amtsverweser zu Planung und Koordination betrifft - sie halten sich offenbar lieber an die Maxime: „Jedem das Seine und allen das Gleiche!“ Doch wäre, bei Heidegger!, nichts dagegen einzuwenden, wenn gleichzeitig wenigstens gleich viel vom wirklichen Sein in der Zeit auf dem Programm stünde.

Indes soll selbst die Universitätsphilosophie uns nicht verführen, ungerecht zu werden, zumal es hier geradezu unmöglich ist, mit Steinen zu werfen und nicht im Glashaus zu sitzen, wie es jeder durch ihre Schule gegangene Autor, nicht zuletzt der Urheber dieser vollmundigen Attacken, weiß. Schon gar nicht wollen wir sattsam bekannte Schopenhauersche Ressentiments bedienen - eines Autors, von dem man weiß, dass auch er anfangs Universitätsphilosoph werden wollte, bevor er erfahren musste, dass gegen einen Hegel vorerst nicht anzukommen war. Das Gleiche gilt für einen weiteren markanten Kritiker der Universitätsphilosophie und ihres Nachteils für das philosophische Leben: für Friedrich Nietzsche. Nur zu gerne hätte er sich von seinem philologischen Basler Lehrstuhl auf den philosophischen berufen lassen.

Man tut also gut daran, nicht ohne weiteres in das Geheul der außeruniversitär philosophierenden Füchse über die angeblich sauren Trauben der Universitätsphilosophie einzustimmen. Gerade das Freiburger Beispiel zeigt doch, wie lebens- und vor allem sterbensnah man im Zeichen von „Sein und Zeit“, „Zeit und Sein“ philosophieren kann. Naiv wäre es zu glauben, dass man sich im Jahr 2.400 nach Sokrates noch im Stande der historischen Unschuld befände. Unmittelbar „zu den Sachen selbst“ wie - ausgerechnet! - zur Zeit des Historismus jede Epoche „unmittelbar zu Gott“ ist heute nichts und niemand mehr. Im höchsten Maß dumm wäre es, die Lektüre und Exegese der großen Autoren, der großen Texte zu verschmähen. Lieber sich mit der Zehntausendsten Kant-Hegel-Heidegger-Interpretation plagen (das ist keine Übertreibung), als mit der Tollkühnheit geisterseherisch begabter „tumber Toren“ auf den Spuren eines vermeinten „Dinges an sich“ zu sein!

Hält nicht im übrigen gerade die Universitätsphilosophie mit ihrer handlichen Unterscheidung von „historischer“ und „systematischer“ Philosophie den Zugang „zu den Sachen selbst“ offen - ganz abgesehen davon, dass sich eine durch die große deutsche Tradition inspirierte Philosophie der „Sache selbst“ verspricht?

Allein, in der universitätsphilosophischen Praxis, wenn wir die Lehre einmal so nennen wollen, ist es nichts mit solch prästabiliertem Harmonie, dem Komplementärverhältnis von „historischer“ und „systematischer“ Philosophie. Das hat vor einigen Jahren ein mit ungewohnter Vitalität ausgefochtener Streit zwischen Lorenz B. Puntel, einem der markanteren universitätsphilosophischen Kritiker der historischen Universitätsphilosophie, einem ressentimentgeladenen Außenseiter wie Joachim Jung und einigen angesehenen Vertretern der Universitätsphilosophie (Hans Michael Baumgartner, Günter Figal, Harald Holz, Reinhard Löw) gezeigt.

Schon der Begriff des „Systematischen“, von Puntel im Doppelsinn des „Nicht-Historischen“ und des „Nicht-Isolierten“ verstanden, ist unglücklich. Auch wenn er keinen Ausschluss des Aphoristischen (etwa im Sinn Nietzsches), des Essayistischen, des Fragmentarischen, des Unabgeschlossenen, des Singulären, keine Festlegung auf einen systemorientierten Zugriff, keinerlei „Holismus“ bedeuten soll, verdeckt er eher, dass es vorab um lebensweltliche, sterbensweltliche Themen, eben um „die Sachen selbst“ im weiteren Sinn gehen muss.

Die Lehrpraxis der Universitätsphilosophie sorgt ohnehin dafür, dass trotz bester Absichten stets die Historie und Exegese über die „Sachen“ siegt. Themen wie Freiheit, Tod, Freitod, Geburt, Gewissen, Mitleid muss man trotz der angeblichen „Rehabilitierung der praktischen Philosophie“ (Manfred Riedel) nach wie vor mit der Lupe suchen. Allein Fragen der Bio- und Medizinethik tauchen neuerdings etwas öfter in den Vorlesungsverzeichnissen auf. Bestenfalls darf man auf die „Freiheit bei X“, den „Tod bei Y“, das „gute Leben bei Z“ hoffen. Und das ist schon viel.

Es ist aber ein großer Unterschied, ob man die studentische wie die eigene Aufmerksamkeit primär auf „die Sachen selbst“ und erst in Verbindung damit auf die Philosophiegeschichte kommt oder ob man sich a priori aufs sichere Terrain von Historie und Exegese rettet, bevor die wirklichen Fragen sich stellen, richtiger: damit sie sich nicht stellen. Aber da scheut die Universitätsphilosophie das Risiko.

Nichts fürchtet sie mehr als das Dilettieren. Wie gebannt starrt sie auf die Wissenschaften - und weiß doch, wenn sie nicht gerade dem noch von Edmund Husserl kultivierten Traum der Vernunft von der Philosophie als „strenger Wissenschaft“ oder irgendeinem Frankfurter Letztbegründungswahn anhängt, dass sie diese nie erreichen kann. Das ist der Stachel in ihrem kaum noch vorhandenen Fleisch.

Die institutionellen Traditionen und Rahmenbedingungen des Faches Philosophie tun ein Übriges. Wer als Doktorand oder Habilitand auf die Erzeugung von Qualifikationsliteratur angewiesen ist, wird den Teufel tun, ohne historisches Netz und exegetischen doppelten Boden zu philosophieren. Und ein Universitätsphilosoph, der sein Lebtage nichts anderes gelernt hat, als die zehntausendste Interpretation von X, Y und Z triumphal mit der Zehntausendundersten zu überbieten, sollte unversehens ein neuer Sokrates sein, der auf dem Markt des Lebens über das Leben philosophierte? Nein, diese Rolle lehnt er zu Recht als für ihn unzutraglich ab. Lächerlich machen will er sich nicht.

Der vor Jahren oft geäußerte Vorwurf, die Philosophen hätten die Welt nur verschieden interpretiert, während es darauf ankomme, sie zu verändern, ist angesichts der wahren Sachlage schon fast ein Kompliment. Wer spricht denn von „Welt“? Nein, die Universitätsphilosophie liebt, hier jedenfalls, die kleinere Münze. Sie bescheidet sich mit den ewigen Prolegomena, von denen sie in der Tiefe ihres Herzens weiß, dass sie nie als Wissenschaft werden auftreten können. Nur in grüblerischen Momenten, unter denen auch sie gelegentlich leidet, wird sie sich mit dem bekannten Polyhistor Hans Blumenberg fragen: „Was war es, das wir noch wissen wollten?“

Kreativität ist ihr ohnehin tief fremd. Nicht nur wegen akuter Begabungsdefizite gibt es nur noch Schulen und keine Stifter. Es kommt allein auf das Recyceln von Texten über Texte an, auf den geschlossenen akademischen Bücherkreislauf von Kollege zu Kollege. „Flügelhahn“ hat der bestens belese und noch besser schreibende Philosophiehistoriker Kurt Flasch die Universitätsphilosophie genannt. Aber wo steht

denn geschrieben, dass sie fliegen sollte? Lieber legt sie sich doch als inzwischen längst ausgestopfte „Eule der Minerva“ im historischen Museum still.

Die Philosophen, so mit zukunftsüblichem Witz und einer etwas bodennäheren Metapher der Universitätsphilosoph Odo Marquard, gleichen Sockenfabrikanten, die Socken nur für Sockenfabrikanten herstellen. Und die Druckkostenzuschüsse, die sie (noch) erhalten, sind nach seiner Lesart negative Literaturpreise, die dafür vergeben werden, dass man ihre Werke weder lesen kann noch soll.

Wahrhaftig, die Sprache der Universitätsphilosophie ist danach. Welchen Ehrgeiz investiert sie, möglichst dunkel zu schreiben, um zu zeigen, wie viele Lichtjahre sie dem philosophischen Populismus des gemeinen, nicht gesunden Menschenverstandes voraus ist. Verstehbarkeit fürchtet sie wie die Denkerpest. Der Jargon ihrer Eigentlichkeit geht weit über die Schule von Todtnauberg hinaus, gelegentlich findet er sich mehr noch bei deren Kritikern. Was tut sie nicht alles, die „Sachen selbst“ in Terminologie zu wattieren. Und mit den Sachen sperrt sie die Menschen, die am Ende nur philosophieren wollen, rigoros aus. Sie kann alles - nur nicht menschlich mit Menschen über Menschliches reden.

Mit welchem gottgegebenen Selbstvertrauen aber blickt sie auf jene Formen des philosophischen Denkens herab, die sich außerhalb ihres Terrains gebildet haben - in den philosophischen Cafés und Praxen, den VHS-Zirkeln und Akademien, den studentischen Zirkeln, der Rundfunk- und Fernsehphilosophie, weniger in Sofies Welt, die eher eine in kleine Münze konvertierte universitätsphilosophisch-historische ist - nicht zu vergessen die zahllosen studentischen Zirkel, die sich nur noch sehr bedingt an den universitären Lehrangeboten orientieren.

Ignorieren lässt es sich nicht mehr, dass es heute zwei philosophische Kulturen gibt, neben der universitären, die sich selbstredend als „Leitkultur“ versteht, eine außeruniversitäre philosophische „Subkultur“. Mit einigem Pathos könnte man sie die „freie“ nennen. Aber es genügt, ihr das Philosophieren zuzubilligen, während die Universitätsphilosophie sich, arrogant und bescheiden, wie sie zugleich ist, mit dem „Fach Philosophie“ begnügt, einem Fach unter Fächern, das, wissenschaftsgeschichtlich gesehen, heute sein Gnadenbrot frisst.

Diese philosophische „Subkultur“ ist zur Stellvertreterin des Philosophierens, zur Kompensation für die Defizite der Universitätsphilosophie geworden.

Gewiss, man darf sie nicht überbewerten. Öfter wird in ihren Kreisen so dilettiert, dass einen gestandenen Universitätsphilosophen nur der Graus packen kann. Problembewusstsein und Selbstreflexion sind nicht gerade überentwickelt. Der Mut zur Lücke grenzt ans Tollkühne. Ein Kult der Unmittelbarkeit philosophiert aus dem hohlen Bauch, überhaupt aus dem Bauch. Die neuen Sinnstifter der Eso- und Spiri-Szene haben Hochkonjunktur.

Aber dieses Philosophieren versucht wenigstens darauf zu antworten, dass die Menschen, gleichermaßen von den traditionellen Sinngaranten wie von den aktuellen Wissenschaften allein gelassen, nach Orientierung verlangen. Und alle Unzulänglichkeiten sind nur Symptom dessen, dass die Philosophie eben das Philosophieren von Grund auf verlernt hat. Man muss erst wieder einmal philosophisch gehen lernen. Das unübertroffene Urbild des Philosophierens, die sokratische Methode, will am meisten gelernt sein.

Wie auch immer: Sokrates, wenn er heute noch einmal philosophieren zu müssen glaubte - unter den kalten Völkern des Nordens ginge er vermutlich in die philosophischen Cafés. Und wieder wäre er für die Kollegen von der schulmäßigen und bezahlten philosophischen Vernunft ein Skandal. Aber das ist außerordentlich schwer für die Universitätsphilosophie zu begreifen. Wie nach einem sarkastischen Wort Schopenhauers der Frankfurter Autochthone sagt: „Wie kann denn nur der Mensch nicht aus Frankfurt sein“, so die Universitätsphilosophie: „Wie kann denn nur ein Philosoph nicht Universitätsphilosoph sein“. Sie weiß zwar noch, dass - um nur einige Autoren des gloriosen 19. Jahrhunderts zu nennen - bei Schopenhauer, Feuerbach, Marx und Kierkegaard, die Philosophie nicht Universitätsphilosophie war. Aber es irritiert sie auch nicht, dass die beispiellose Publizität des Nietzsche-Jahres keinem Universitätsphilosophen galt. Und wenn sie einem wie Heidegger mit ihren Lesarten zu Leibe rückt, vergisst sie nur zu gerne, dass er weniger deswegen zum „Ereignis“ wurde, weil er, begabt mit einer unvergleichlichen Kennerschaft, aber auch einer brachialen Hermeneutik, die alten Texte neu zu lesen verstanden, sondern weil er gewissermaßen der inkarnierte

Husserlsche Imperativ „Zu den Sachen selbst“ war; weil in seinem Denken, wenigstens zeitweise, weniger seinsweise, der Atem des Lebens wehte und die Fragen des Sterbens ihre bis heute unüberholte Zuspitzung fanden.

Die ironischste Wendung aber hat den Dingen neuerdings ausgerechnet ein Philosophiehistoriker und -hermeneut gegeben: Pierre Hadot, vormals Professor am Collège de France. In mustergültigen Studien hat er daran erinnert, dass in der Antike Philosophie nicht primär Theorie, schon gar nicht Historie und Exegese ist, sondern Lebensweisheit. Dass ein Philosoph im Sinn der Antike jemand ist, der sich bemüht, ein philosophisches, das heißt ein unabhängiges, vielleicht glückliches, jedenfalls gelassenes Leben zu führen. Dass philosophische Schulen hier keine Traditions- und Machtkartelle, die über den Zugang zu universitätsphilosophischen Lehrstühlen entscheiden, sondern Lebensformen sind.

Die universitätsphilosophisch gesehen fatalste Lehre Hadots aber ist diese: Wenn der Ehrentitel „Philosoph“ allein dafür verliehen wird, dass einer ein philosophisches Leben zu führen versucht, dann können auch Menschen, die unerhörter Weise nicht eine Zeile geschrieben und auch keine ungeschriebene Lehre hinterlassen haben, als Philosophen gelten, wenn es ganz schlimm kommt, sogar als große, während manche neuzeitliche Universitätsphilosophiegiganten zu Lebenszwergen schrumpfen. Gegeben und philosophisch für richtig befunden im 2.400sten Jahre nach dem Tod des Sokrates.